

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 39 (1964)
Heft: 8

Rubrik: Vom Wohnen und Leben in der Genossenschaft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vom wohnen und leben

in der

genossenschaft

Barbara:

Ferienreminiszenzen aus der Kindheit

Da ja im Augenblick fast jedermann ferienschlummert und man sich mit Vorliebe darüber ausspricht, wo man war oder wo man hinfahren wird, tauchen unwillkürlich alte Ferien-erinnerungen in mir auf. Die älteste geht auf das zarte Alter von sechs Jahren zurück. Vorher waren wir nie in den Ferien gewesen. Damals mieteten meine Eltern eine Ferienwohnung im Berner Oberland. Im Erdgeschoß des Chalets wohnten die Hausbesitzer mit Zwillingssknaben, die nach meiner Schätzung dreijährig gewesen sein mochten. Die beiden Buben trugen Röcke, was mich nicht besonders befremdete. Was mich indessen ziemlich erstaunte, war, daß sie darunter nichts anhatten. Ich konstatierte dies beim Sandeln. Widerstand der Sand unseren Bemühungen, etwas daraus zu gestalten, von wegen zu trocken, lüpfte sie das Röckeli und verliehen ihm auf höchst natürliche Weise die nötige Feuchtigkeit. Ein paar Schritte neben dem Sandhaufen floß ein Brunnen. Es wäre eine Kleinigkeit gewesen, dort Wasser zu holen. Nein, die Zwillinge zogen es vor, sich diese Anstrengung zu ersparen.

In der zweiten Klasse stattete uns der Schularzt einen Besuch ab. Er befand, ich sei ein schütteres Häppeli, das dringend der Erholung bedürfe, worauf er mich auf die Liste für eine Schulkolonie einschrieb. Und so geschah es, daß ich in den Sommerferien mit einer Schar von andern Kindern in einen Zug verfrachtet wurde. Die Fahrt dauerte nicht lange. Wir bestiegen danach eine Art Leiterkarren. Schon auf dem Karren fiel mir auf: Niemand hatte einen Koffer bei sich. Nur ich. Meine Eltern hatten mir einen uralten dunkelroten Stoffkoffer mitgegeben, in dem unter anderem mein weißes Spitzenkleid mit rosa Unterrock und einer rosa Seidenschärpe eingepackt war. Als ich die kleinen Rucksäcke meiner Schicksalsgefährten betrachtete, quoll ein unbestimmtes Mißbehagen in mir auf. Das Mißbehagen verflüchtigte sich auch nicht beim Anblick unserer Unterkunft. Es war ein großer, eher finsterner Raum, unterteilt durch einen Vorhang. In der einen Hälfte aßen wir an Tischen, wie man sie bei Volksfesten aufschlägt, und in der andern schliefen wir zu dritt auf je zwei quergelegten Matratzen auf dem Boden. Am ersten Abend erschien die Leiterin der Kolonie nach dem Coucher mit einem Stocke in der Hand. Ich erschrak. Was sollte der Stock? Sie fragte, ob jemand das Vaterunser auf-sagen könne. Stille. Schließlich erhob ich zaghaft die Hand, und fortan betete ich vor dem Einschlafen das Vaterunser. Des Morgens stellte es sich heraus, daß außer mir kein Bein eine Zahnbürste besaß. Ich wundere mich heute noch darüber, daß ich die Kraft aufbrachte, wider den Strom zu schwimmen und meine Zähne regelmäßig am Brunnen vor dem Hause bürstete. Ob ich deshalb ausgelacht wurde, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich schon. Man wird ja immer ausgelacht, wenn man von der geltenden Verhaltensschablone abweicht.

In dem Trome ging das weiter. Zwar passierte nichts Schlimmes. Der Stock diente mehr der Abschreckung. Zu unserer Unterhaltung wurde nicht viel vorgekehrt. Wir spielten mit Steinen und so. Öppedie sangen wir auf der Matte nebenan: «O, wie sy d Gletscher so rot», wozu ich vor Heimweh zlater Wasser grännete; denn ich paßte in das Milieu wie die Faust aufs Auge. Meinem Eindrucke nach waren die andern Kinder nicht unglücklich. Sie stammten allwäg samt und sonders aus ärmlichen Verhältnissen und stießen sich weder am Stocke noch an den Matratzen auf dem Boden. Alle Briefe unterstanden der Zensur. Offenbar befürchtete die Leitung doch, wir würden uns daheim über einiges beklagen. Die Leiterin las jeden Brief, den wir schrieben, und zudem kontrollierte sie die Korrespondenzen im Briefkasten, wenn der Postillon ihn leerte. Das wußten wir. Sie fing diverse Briefe ab, aber meinen SOS-Ruf erwischte sie nicht. Nämlich hatte mir mein Vater, fürsorglich wie er war, adressierte und frankierte Briefumschläge mitgegeben. In einem unbewachten Moment kritzelte ich schlotternd vor Angst auf einen Zettel: «Kommt mich ,hollen'!» und steckte ihn in einen solchen Umschlag. Da sie ihr Augenmerk nur auf kindliche Handschriften richtete, schlüpfte mein Geschreibsel un-ermerkt durch. Niemand «hollte» mich. Ich mußte die Ferien fertig abhocken. Es erübrigt sich wohl zu erwähnen, daß ich jahrelang wegen meines Notschreies und meiner Rechtschreibung hochgenommen wurde. Das ist das Leben: Man grämt sich, vergießt Tränen, und zuletzt wird man noch zur Zielscheibe neckischer Anspielungen.

Immerhin verzichteten meine Leute darauf, mich nach dem Experiment nochmals in eine Schulkolonie zu schicken. Heute könnte man selbst dem ärmsten Kinde derartige Verhältnisse in einem öffentlichen Ferienheime nicht mehr zumuten. Wer jetzt die Ferien in einem solchen verbringt, darf sich unbeschwert darauf freuen. Dies waren eben die Anfänge der Ferienversorgung. Später kam ich in eine nette Bauernfamilie am Fuße des Niesens, allwo es dicke Ankenschnitten, viel Kirschsuppe und ab und zu Bohnen mit Speck gab. Die Ankenschnitten verstaute ich unter der Kellertreppe. Ich mochte sie nicht. Die Kirschsuppe und die Bohnen mundeten mir ebenfalls nicht. Bis in die Pubertät hinein war ich eine miserable Esserin, sehr zum Verdrusse meiner Eltern, weshalb ich dreinschaute wie eine aus dem Magen zurücktransportierte Milchsuppe. Ab und zu riß meinem Vater der Geduldsfaden, wenn er mich mit vollen Backentaschen bei Tisch sitzen sah, und er verklopfte mich. Umsonst! Mein Appetit verbesserte sich nicht im geringsten dadurch. Es ist sinnlos, ein Kind durch Prügel zum Essen zu zwingen. Guter Zuspuch nützt meistens auch nicht viel. Man muß, außer-gewöhnliche Umstände ausgenommen, einfach warten, bis es damit besser wird. Item, ich kehrte als Häppeli zurück. Eindruck gemacht hatten mir das wöchentliche Brotbacken der Bäuerin, die Pyramide des Niesens und der See, in dem wir badeten. Sachte weiteten sich meine Interessen auf die Landschaft aus.

Als Backfisch begleitete ich meine Mutter in einen Kurort, was für die Arme keine ungemischte Freude bedeutete. Ich hatte mich zu einem Lesersatz entwickelt und verschlang im Tag einen Band von Karl May. «Im Reiche des silbernen Löwen» — das sind vier Bände zu ungefähr fünfhundert Seiten — fraß ich in vier Tagen in mich hinein. Eine beachtliche Leistung, die sie aber begreiflicherweise nicht schätzte. Natürlich hatte sie wenig an mir. Meine Begeisterung für den Verfasser Winnetous teilte sie nicht. Sie kannte ihn gar nicht, welche Unkenntnis zweifelsohne für ihr Leben völlig belanglos war. Ehedem jedoch hielt ich Karl May für ein Genie. Ich schlürfte den Edelkitsch wie Honig in mich hinein, was sie zünftig ärgerte. In der Rückschau kann ich es ihr nachfühlen. An meiner Stelle würde sie sich jetzt glücklich preisen, begnügte sich ihre vierzehnjährige Tochter mit Karl May. Es war sicher äußerst langweilig für sie, neben einem von Karl May besessenen Teenager zu sitzen, aber halt doch grüßlich harmlos. Wenn ich daran denke, was meine Tochter in dem Alter las, sträuben sich mir die Haare vor Entsetzen. Und wenigstens wußte sie, wo ich war. Zwei Jahre später forderte mich ein junger Mann, der in der gleichen Pension weilte, zu einer Wanderung auf. Meine Mutter bekam Zustände, und ich durfte nicht mit. Karl May hatte bei mir abgewirtschaftet, und mit ihm nahm meine Kindheit und frühe Jugend ein Ende. Ein anderes entschieden aufreißendes Traktandum kündigte sich an.

Internationaler Genossenschaftstag 1964

Von Genossenschaftlern wird geschrieben:

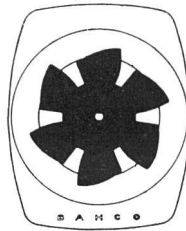
Der Hofgarten feiert den Genossenschaftstag

Erstmals seit ihrer im Jahre 1921 erfolgten Gründung hat die Genossenschaft Hofgarten den Genossenschaftstag gefeiert. Die im Vorjahr ins Leben gerufene Kontaktgruppe (andernorts Koloniekommision genannt) hat sich die Aufgabe gestellt, durch würdige Feiern den Kontakt unter den Genossenschaftlern zu verbessern und zusammen mit weiteren Helferinnen und Helfern aus der Genossenschaft den internationalen Genossenschaftstag innerhalb der Kolonie zu einem erfolgreichen Fest gemacht.

Am Nachmittag haben sich die Kleinkinder auf der Spielwiese beim Schulhaus Milchbuck an Reigen und Liedern erfreut, während die größeren, schulpflichtigen Kinder sich in verschiedenen Spielen, wie Bolzenwerfen, Sackgumpen, Ballwerfen usw., im Wettkampf gemessen haben. Neben einem bescheidenen Aufmunterungspreis für die Besten haben dann alle Kinder in fröhlichem Beisammensein einen Zvieri erhalten.

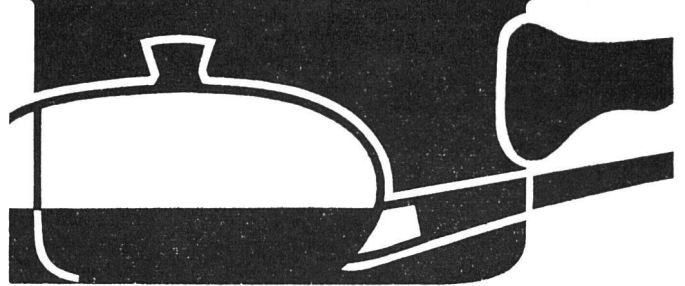
Der eingetretene Platzregen hat jedoch am Abend die Genossenschaftlerinnen und Genossenschaftler nicht davon abhalten können, die vorbildlich vorbereitete Festwirtschaft aufzusuchen und beim munteren Spiel einer Ländlerkapelle aus dem Kanton Zug das Tanzbein zu schwingen. In einer Ansprache hat der Präsident der Genossenschaft Hofgarten an die Entwicklung der Baugenossenschaften erinnert, deren Vorzüge hervorgehoben, aber gleichzeitig darauf hingewiesen, daß es nun Aufgabe und Pflicht der alten Genossenschaftler sei, durch freiwillige monatliche Leistungen dem genossenschaftlichen Wohnungsbau in der Zukunft Auftrieb zu geben. Mit dem Aufruf, daß Gemeinnutz vor Eigennutz komme, hat er die fröhlich gestimmten Festteilnehmer gebeten, den als Fest des Dankes gedachten Genossenschaftstag würdig zu feiern. Die gute Stimmung hat tatsächlich bis nach Mitternacht angehalten und bestimmt zu einem besseren gegenseitigen Verständnis beigetragen. Sz.

Bahco Silent

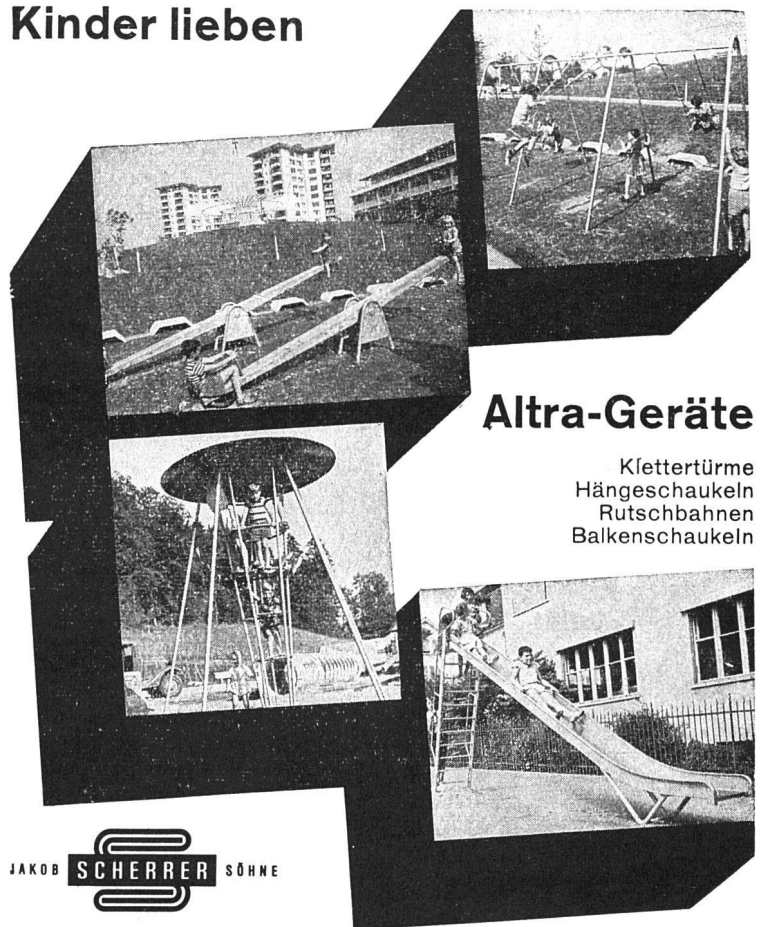


Küchenventilator sorgt für frische Luft in der Küche. Rasch, leise und gründlich saugt er die Kochdämpfe an der Quelle ab. Preis Fr. 186.- Verkauf durch Installationsfirmen. Prospekt durch die Generalvertret. **Walter Widmann AG** Löwenstr. 20, Zürich 1 Telefon (051) 27 39 96

Kochdämpfe
Kochdämpfe
Kochdämpfe
Kochdämpfe
Kochdämpfe



Kinder lieben



Altra-Geräte

Klettertürme
Hängeschaukeln
Rutschbahnen
Balkenschaukeln

JAKOB **SCHERRER** SÖHNE

Allmendstrasse 7 Zürich 2/59 Tel. 051/25 79 80

Genossenschaftstag in der Familienheimgenossenschaft Zürich

Das Fest zum internationalen Genossenschaftstag hatte in der Familienheimgenossenschaft Zürich (FGZ) dadurch eine besondere Note, daß sie in diesem Jahr auf ihr vierzigjähriges Bestehen zurückblicken konnte. Wie jedes Jahr leuchteten die Tausende von bunten Lichtern, die die Genossenschafter vor die Fenster gestellt hatten, als die Dämmerung sich über den Friesenberg senkte. Männer und Frauen und ganze Familien wandten sich darauf dem stimmungsvollen Platz mitten in der jüngsten Bauetappe zu, die vor vier Jahren den Bestand der Wohnungen auf 1854 gebracht hatte.

Hier richtete der Präsident der Genossenschaft, alt Stadtrat J. Peter, seine kurze und eindruckliche Rede an die Versammelten. Er begann hochdeutsch; denn heute waren Gäste aus Frankfurt am Main eingetroffen, die er willkommen hieß. Die deutschen Besucher sind in ihrem Land innerhalb des Wohnwesens im gleichen Sinne tätig, wie es in unseren Genossenschaften geschieht. Ihr Interesse galt vornehmlich den Einrichtungen für die Freizeit der Familienheimgenossenschaft, wie Webstube, Freizeitwerkstatt, Kurswesen, Photolabor usw. Unter der Obhut der großen Institution «Wohnen und Leben» in Frankfurt, zu deren Aufgaben die kulturelle Seite des Wohnens, also die Förderung der guten Nachbarschaft, gehört, sind sie hergereist. Der Kontakt mit der FGZ war früher auf einer vom Schweizerischen Verband für Wohnungswesen zusammen mit «Wohnen und Leben» durchgeführten Studienreise zustande gekommen.

Der Redner fuhr auf «züritütsch» weiter, als er an die Gründung der Familienheimgenossenschaft erinnerte. Allem voran stellte er den Dank an jene Männer, die damals zusammenstanden, für ihren Mut in einer schwierigen Zeit und ihre Treue zur Sache. Er dankte den Behörden, deren große finanzielle Hilfe den genossenschaftlichen Wohnungsbau entscheidend gefördert hat. Und hier gedachte er des Mannes, der sich in hervorragenden Ämtern mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Genossenschaften eingesetzt hat: des vor einem Jahr verstorbenen Dr. Emil Klöti, Stadtpräsident und Ständerat. Schließlich dankte er auch den privaten Grundbesitzern, die der FGZ immer wieder Land verkauften und ohne deren Verständnis die FGZ kaum das räumlich abgerundete Bild von heute böte.

Der internationale Genossenschaftstag gab dem Referenten

Anlaß, von der Genossenschaftsidee in ihrem Bezug auf die weite Welt zu sprechen. «Die Genossenschaft ist der Weg, auf dem die Kleinen ihr Lebensrecht gegenüber den Großen zu behaupten vermögen.» Was Genossenschaftsgeist ist und nicht ist, wurde an treffenden Beispielen aufgezeigt; er muß im gewöhnlichen, kleinen Alltag vom Einzelnen gelebt werden. Daß dieser Geist der Rücksichtnahme und der gegenseitigen Achtung in der Familienheimgenossenschaft lebendig bleibe, war sein Wunsch für die Zukunft. Anhaltender Beifall dankte ihm, der sich selber ein Leben lang für diesen Weg eingesetzt hat. Einer der deutschen Gäste, G. Stierle, Vorsitzender des Verbandes südwestdeutscher Wohnungsunternehmen, bestieg darauf das kleine Podium. In spontanen Worten des Dankes und der Anerkennung äußerte er sich über das Gehörte und Gesehene. Er wünschte der FGZ ein glückliches Weiterschreiten. In einer sympathischen Geste überreichte er dem Präsidenten neben einer Buchgabe eine graphisch schön gestaltete Dankadresse. Die Gäste hatten aber auch an die übrigen Genossenschafter gedacht, indem sie die Bibliothek mit Büchern und die Webstube mit einem elektrischen Kocher samt Kaffeeservice beschenkten. Das letztere dürfte die Weberinnen veranlaßt haben, mit besonderer Wärme in den brausenden Schlußapplaus einzustimmen. — Dem wohl gelungenen Besinnungsakt gab die Arbeitermusik der Stadt Zürich mit ausgezeichneten Vorträgen den klingenden Rahmen. Sie wirkte übrigens in den letzten Jahren am Genossenschaftstag im Friesenberg regelmäßig mit.

Zum weiteren Fest gehörte auch ein Ausflug in den Tierpark Langenberg mit der Sihltalbahn, an dem sechshundert Kinder teilnahmen. Das war am Nachmittag, und am Abend begannen dann die Jugendlichen als erste mit ihrem Ball. Für ihre Unterhaltung waren sie selber besorgt. Auf dem Platz vor dem Tea-Room «Schweighof», dem Genossenschaftscafé, wandte sich eine Original-Appenzeller Streichmusik in bunter Tracht an Auge und Gemüt von jung und alt, und es duftete von den Selbstbedienungsständen nach gebratenen Würsten. Am Sonntagabend, gleichsam zur Nachfeier, waren die erwachsenen Genossenschafter noch einmal geladen. Das Kabarett «Stacheldraht» aus Neuhausen am Rheinfluss zog sämtliche Register der fröhlichen Laune und gewann im Handumdrehen sein Publikum. Die lachenden Wahrheiten über den Autofimmel kamen ebenso köstlich aufs Tapet wie diejenigen über die Badefreuden in unsern algenbestandenen Seen und Flüssen.

ck

«château», das neue Porzellan

«château» ist eine vollständige Neuschöpfung, eine Kombination von modern und antik, von gerader Linie mit verspielter Ausschmückung, die der Phantasie viele Möglichkeiten gestattet und Gold in den verschiedensten Varianten als reiches Dekorationsmittel zuläßt. Der quadratische Zylinder als geometrische Ausgangsform wird zu einem eleganten Gefäß verwandelt. Eine schnurartige Verdickung am oberen Rand, eine Rille als unterer Absatz unterstützen die Eleganz der knappen Verjüngung. Und — was charakteristisch ist für «château» — der Knauf des Deckels wächst zur barocken Eichel aus. Unterteller und Suppenteller bilden eine Einheit, deren Reiz — so paradox es klingen mag — in ihrer Gegensatzlichkeit liegt: groß, breitrandig, sehr flach und dünn — ganz auf große Einladungen abgestimmt — ist der Fleischteller; schmalrandig, tief und eher klein der Suppenteller. Aus der früheren runden, dann ovalen über die eckige Plattenform ist die neue eckig-ovale hervorgegangen. Zweckmäßig ist die Idee der gedeckten Bouillontasse, die dem Service einen besonders festlichen Anstrich verleiht.

Das Langenthal-Service «château» ist in acht verschiedenen, dem Wunsch nach Repräsentation entsprechenden Verzie-

rungen erhältlich. Zu den reichsten gehören «Florence» mit roter Bordüre und Mittelmotiv, alles mit viel Gold versehen, dann «Renaissance» mit Goldrebenornament auf braunem Band, weiter «Provence» in blauer Unterglasurtechnik, auch diese Borde durch einen Goldrand abgeschlossen, und «Pastorale» mit der braunen Schäferszene. Einfacher, jedoch nicht weniger festlich ist «Tradition», das weiße «château», mit der goldenen, alten Stilen abgelassenen Kranzverzierung geschmückt, ebenso «Princesse» mit dem breiten, eleganten Goldrand. Weiter zu nennen sind «Fleuri», ein Streublumen-Service, und «Pergola», dem eine graubraune Ranke ein schmuckes Kleid verleiht.

Mit «château» hat Langenthal ein Service — für Kaffee, Tee und Mittags- oder Abendtisch — geschaffen, das dem heutigen sehr geschätzten Landhausstil entspricht, und das die Befriedigung der modernen Ansprüche an Gebrauchsgerechtigkeit und der Sehnsucht nach dem Glanz vergangener Zeiten in sich vereinigt. «château» ist in jeder seiner acht Ausführungen dazu bestimmt, der gedeckten Tafel ein reiches Aussehen zu verleihen und seinem einladungsfreudigen Besitzer den Beifall der Gäste einzubringen.